



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutsch-italienischer Verkehr im Mittelalter : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Berufe ganz aufgingen; aber gerade solche, die das thun, sind der Gefahr, in Pedanterie zu verfallen, leichter ausgesetzt als andre. Sicher ist: die neue Zukunft unsrer humanistischen Gymnasien hängt viel mehr als von Verordnungen von der verständnisvollen Hingebung und der geistigen Frische ihres Lehrverstands ab. Darum muß alles geschehn, diese zu fördern und zu sichern. Was für sie geschieht, geschieht doch auch für die Jugend und um der Jugend willen, also für die Zukunft der Nation.



Deutsch-italienischer Verkehr im Mittelalter

(Schluß)



Die anziehendsten Abschnitte in Schultes Buch sind die über die Alpenpässe; aus ihnen ersieht man, wie Lage, Bodengestalt, Volkstum, Handel und Politik aufeinander eingewirkt haben. Die Römer haben die Alpen so lange wie möglich umgangen, dann die Wege über den großen St. Bernhard und über den Splügen, vielleicht auch über den Septimer gebaut. Der St. Gotthard blieb eine unzugängliche Wildnis; darauf führt Schulte den Umstand zurück, daß die Römer nicht eine die heutige Schweiz umfassende Provinz eingerichtet, sondern den Nordabhang der Zentralalpen zu Gallien, die beiden großen südlichen Längsthäler zu Rhätien geschlagen haben. Die Verbindung von Wallis und Graubünden zu einem Verwaltungsbezirk beweist, daß der Weg aus dem westlichen Thal ins östliche über die Furka schon offen gestanden haben muß. Mit dem Handel ging beim Zerfall des Reichs auch dessen großartiges Straßensystem ein. Die Straßen wurden nicht allein „verändert,“ sondern ihre Unterhaltung hing fortan von den Anwohnern ab; kein Staat kümmerte sich darum, sofern man nicht die Schweizerkantone sowie einige Bistümer und Klosterverwaltungen als Staaten gelten lassen will.

Mit dem Handel verschwand keineswegs der Verkehr über die Alpen; Kriegsheere zogen oft, Pilger und die der Kirchenverwaltung dienenden Boten fortwährend hinüber und herüber; nicht wenig Klöster hatten Grundbesitz auf beiden Seiten des Gebirges. Darum wurden früh Hospize angelegt. Die ersten werden von den Sarazenen zerstört, die um 889 als Räuber einfallen und sich auf ein halbes Jahrhundert in den Bergen festsetzen. Die Chorherren, die Bernhard von Menthon auf dem nach ihm genannten Pässe über den frühern Mons Jovis angesiedelt hat, widmen sich der Beherbergung der Alpenreisenden als einer besondern Form der den Klöstern im allgemeinen zur Pflicht gemachten Gastfreundschaft. Reiche Schenkungen an Grundbesitz, die

besonders dem Stammhospiz zufallen, beweisen, wie hoch dieser Dienst der Mönche geschätzt wurde. Noch mehrere Jahrhunderte ging der Verkehr ausschließlich über die westlichen und die östlichen Pässe der Zentralalpen: die Walliser und die Bündner Pässe, deren Geschichte ausführlich erzählt wird (die Ostalpen, deren Pässe aus dem Donaugebiet nach Venedig führen, liegen außerhalb der Grenzen, die sich der Verfasser gesteckt hat). Wie in unsrer Zeit der Gotthard der letzte der großen Alpenpässe gewesen ist, der dem Dampfwagen zugänglich gemacht wurde, so hat er auch im Mittelalter am längsten auf die Erschließung zu warten gehabt. Zwischen dem Urserenthal und dem obersten Teil von Uri bildenden Schöllenschlucht klappte ein tiefer Spalt, der nicht zu umgehn war und mit den damaligen Mitteln auch nicht überbrückt werden zu können schien. Nachdem Deutsche das Urserenthal besiedelt hatten, mag ihr und der Leute von Uri Verlangen und Bedürfnis, einander die Hand zu reichen, dringend geworden sein. Erst die Deutschen haben auch in den übrigen vordem rhätischen Gegenden des Hochgebirges, in Wallis und Graubünden, die Römerstraßen wiederhergestellt und neue Wege angelegt. Endlich ist ein erfinderischer und kühner Mann — vielleicht der Schmied von Urseren, meint Schulte — auf den Gedanken verfallen, eine Brücke an Ketten aufzuhängen. Damit, sagt er weiter, habe das Eisen seinen ersten Triumph in der Weltgeschichte gefeiert, und nicht der sagenhafte Schütze Tell, sondern der unbekannte Erbauer der stäubenden Brücke über die Reuß sei der Vater der Schweiz. Von der Route über den „Berg Elvelinus, den die Lombarthen Urfare nennen,“ hat zum erstenmal der Abt Albert von Stade erzählt, der 1236 eine Romfahrt gemacht hatte; Schulte rechnet aus, daß der Weg zwischen 1218 und 1225 eröffnet worden sein müsse. Seinen heutigen Namen hat der Berg Elvelinus, deutsch Elbel, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erhalten, wie es scheint von Mailand aus, wo der Hildesheimer Bischof Gotthard verehrt wurde. Eine lokale Verbindung hatten die Leute von Urseren und von Uri herzustellen gedacht, eine Weltstraße von der größten politischen Wichtigkeit hatten sie geschaffen. An Stelle eines Gebirgsklozes, schreibt Schulte, den jedermann als ungangbar mied, war der St. Gotthard die beste und bequemste Verbindung zwischen Westdeutschland und Italien geworden. Das nach Norden führende Uri war jetzt kein abgelegnes Alpenthal mehr, sondern die Rampe einer Weltstraße. Und ebenso wurde aus dem abgeschiednen Vivinenthal (dem Thal des Ticino) nun ein Gebiet, dessen Besitz von Wert war. Die Weltentlegenheit verwandelte sich ganz in das Gegenteil. Als die drei Urkantone 1291 ihren Bund schlossen und am 9. Dezember 1315 erneuerten, begründeten sie damit ein Staatswesen, das seine Bedeutung seiner geographischen Lage verdankt. Indem die Eidgenossenschaft den Gotthardpaß beherrschte, machte sie einen großen Teil des Handelsverkehrs und die handeltreibenden Städte selbst von sich abhängig. So ist die Schweiz ein Paßstaat geworden, dessen Kern und Mittelpunkt der Gotthard blieb. Die Hirten von Uri waren keine Hinterwäldler, sondern Männer, die mit Kaufleuten, Boten, Pilgern, Fürsten aus

allen Ländern zu reden gewohnt waren (nur Könige und deutsche Kaiser sind merkwürdigerweise niemals über den Hauptpaß der Alpen gezogen). Daher die Weite des Blicks, die sie befähigte, in ihrem Befreiungskampfe und dann noch weiter zu ihrem Vorteil jede günstige Chance der politischen Lage auszunutzen.

Die Beförderung der Reisenden und der Waren über die Alpenpässe wurde gut organisiert. Der Weg wurde durch Stationen abgeteilt, an jeder Station eine Transportgenossenschaft oder „Porte“ gegründet, die für Stellung der Last- und Zugtiere, für Errichtung von Herbergen (Suften) zu sorgen hatte und für die Sicherheit der Reisenden haftete. Die Instandhaltung und Verbesserung der einzelnen Strecken der Straße war Sache der anliegenden Gemeinden. Der Septimer scheint der erste Paß gewesen zu sein, dessen Saumpfad zu einer Fahrstraße ausgebaut wurde, denn hier werden zuerst, und zwar erst 1499, Wagen erwähnt, die mit Ochsen bespannt waren. Daß sich die Eigentümer der Straßen die Baukosten mit Zöllen bezahlen ließen, war selbstverständlich; hier lag die Sache anders als bei den Rheinzöllen; der Rhein brauchte nicht gebaut zu werden. Der Gotthardpaß machte den ältern Pässen, namentlich denen im Bündnerlande, empfindliche Konkurrenz. Seine politische Bedeutung aber entwickelte sich in ganz anderer Richtung, als man hätte erwarten sollen. Er war der einzige Paß, an dem Reichsgut lag, und er schien dazu bestimmt, Oberitalien mit dem Reiche aufs innigste zu verbinden, hat aber beide viel schärfer getrennt, als es vordem der unwegsame Berg gethan hatte, und hat noch dazu die Schweiz vom Reiche abgesplittert. Die Wichtigkeit der neuen Straße war es, was Mailand und Como begierig nach dem Besitze Bellinzonas machte, einer Festung, mit der sie den Weg für alle, die nicht ihre Freunde waren, sperren; natürlich blieb von den beiden wetteifernden Städten zuletzt Mailand im Besitz. Im Norden schien der Kampf der Eidgenossen gegen Habsburg fürs Reich geführt zu werden, war aber in Wirklichkeit gegen das Reich gerichtet, denn der Schutz des Reichs war für diese kräftigen und selbstbewußten Hirten nichts als ein Mittel, zur Unabhängigkeit zu gelangen. Wäre es den Habsburgern gelungen, das deutsche Reich zu einer Erbmonarchie zu machen, so wäre, darin hat Schulte ohne Zweifel recht, zuguterletzt nicht allein Uri dem umklammernden habsburgischen Besitz einverleibt worden, sondern auch die ganze Schweiz beim Reiche geblieben, da ja dann Hausgut und Reichsgut zusammengefallen sein würden. Und der deutsche Handel hätte sich dabei nicht schlecht gestanden.

Kaiser Albrecht hat mit Bewußtsein und planvoll an die Politik Friedrichs II. angeknüpft, die geistlichen Kurfürsten um der Rheinzölle willen bekämpft, die Rheinfahrt auf eine kurze Zeit frei gemacht, das deutsche Königtum auf die Stadtbürgerschaften zu gründen gedacht und daran gearbeitet, die Gotthardstraße zur Haupthandelsstraße zwischen Deutschland und Italien zu machen; unter ihm hat der Zoll dieser Straße doppelt so viel eingebracht als jeder andre Paß in den besten Jahren und ist nur um den sechsten Teil hinter dem

Gesamtertrag aller habsburgischen Besitzungen im Elsaß zurückgeblieben. Daß das Reich bei der Form der Wahlmonarchie beharrte und die Schweizer den Königen aus andern Häusern die Habsburger bekämpfen halfen, hat sie frei gemacht. Der Reichsvogt, den ihnen der Luxemburger Heinrich setzte, hat ihnen nicht weh gethan; es war leicht, ihn abzuschütteln. Das Urserenthal, das zum Kloster Disentis gehört hatte, schloß sich Uri an, und mächtig dehnte sich die Eidgenossenschaft nach Süden und Norden aus. Uri eroberte das Lwinenthal, behauptete es nach längerem wechselndem Kriegsglück im Ringen mit Mailand und gewann zuletzt auch den Schlüssel dazu, Bellinzona; und als Sigmund den Herzog Friedrich ächtete, weil er dem Papste Johann XXIII. zur Flucht verholfen und das Konzil zu sprengen versucht hatte, und den Eidgenossen die Vollstreckung der Acht übertrug, da verschaffte ihnen dieser Glücksfall den Besitz des Murgaus und damit der ganzen schweizerischen Hochebene. Der Stadt Konstanz nahm diese Ausdehnung der Schweiz das Hinterland und damit die Lebenslust, sodaß ihre Blüte verdorrte. Die im Süden und Norden eroberten Gebiete wurden nicht in die Eidgenossenschaft aufgenommen, sondern ihre Bewohner mußten es sich gefallen lassen, als Unterthanen behandelt zu werden.

Als Paßstaat hat die Schweiz ihre Pflichten vortrefflich erfüllt, nicht bloß durch Anlegung und Instandhaltung von Wegen und durch gute Ordnung des Transportwesens, sondern auch durch die Sicherheit, die sie gewährte. Während es in Deutschland von Raubrittern wimmelte, und auch Italien, wenngleich nicht so arg, unter dieser Plage litt, erfreuten sich die Reisenden in der Schweiz vollkommener Sicherheit, nachdem es den Bürgern und Bauern gelungen war, die Ritter, soviel es deren dort gab, theils aus dem Besitz zu verdrängen, theils zu zähmen. Ein Tiroler Freiherr, Jörg von End, trieb sogar Seeraub auf dem Bodensee und machte sich das Vergnügen, zur Zeit des Konstanzer Konzils auf Prälaten zu pörschen; auch ihm wurde das Handwerk gelegt. Ja über die Schweiz hinaus reichte der Schutz, den die Eidgenossen dem Handel gewährten. Als einmal Leute des Pfalzgrafen lombardische Kaufleute beraubt und gefangen gesetzt hatten, erwirkten die Eidgenossen auf Bitten Mailands deren Freilassung. Ihre eignen Kaufleute blieben unangefochten, wenn sie zur Frankfurter Messe reisten, und auf der Tagssagung wurde berichtet, Franz von Sickingen werfe alle Kaufleute nieder außer eidgenössischen. Ungeachtet der Schonung jedoch, die sie selbst genossen, suchten sie auch diesen Störer des Handels unschädlich zu machen und baten den König von Frankreich, dessen pensionarius und famulus der edle Ritter war, ihn zu zügeln.

Wie deutlich tritt doch in der Geschichte der Schweiz der entscheidende Einfluß der Bodengestalt und der Lage auf das Geschick der Völker, ja auf ihren Charakter und auf ihre Begabung hervor! Wie kann Renzentsent von der Schweiz und den Niederlanden reden hören, ohne des Sages zu gedenken, den er vor 54 Jahren als dreizehnjähriger Knabe in Wackernagels Lesebuch

gelesen hat: Wo giebt es einen zweiten Strom, der eine Schweiz an seiner Quelle und ein Holland an seiner Mündung hätte! Und Bodengestalt und Lage sind es doch eben, die aus den an den Rheinquellen und an der Rheinmündung angesiedelten Deutschen das gemacht haben, was sie geworden sind. Zuvörderst sind es die ununterbrochenen Kämpfe mit der Natur, dort die schwierige Wegbahnung durch Fels und Eis und über schauerliche Schluchten, hier die Notwendigkeit, jeden Fußbreit Landes dem Meere abzugewinnen und dagegen zu schützen, was die Sinne und den Verstand geschärft, das Denken geweckt, den Mut, die Energie und die Körperkraft gestählt hat. Dann war es die Lage an Welthandelsstraßen, was den Blick ins weite richtete, die kleine Schweiz zu einer einflußreichen Zufluchtstätte der Freiheit, Aufklärung und alten guten Sitte inmitten allgemeiner Despotie, Anarchie und Verwilderung machte, das kleine Holland vorübergehend sogar zum Range einer Weltmacht erhob.

Großstaaten und Weltreiche sind auf einer gewissen Stufe der politischen Entwicklung unvermeidlich, und wird ein Volk auf mehreren Seiten von Großstaaten eingeengt, so kann es nicht anders als durch die politische Einigung die Unabhängigkeit und die nationale Art seiner Glieder schützen. Aber niemals werden die Massenwirkungen der Großstaaten den Reichtum an selbständigem geistigem Leben und an originellen Charakteren aufwiegen, der sich nur in solchen kleinen Gemeinwesen zu bilden vermag, die sich einer bevorzugten Lage erfreuen. Und welcher Vorteil ist es nicht außerdem für die Gesundheit des politischen Lebens sowohl wie für den Privatcharakter der Bürger, daß die Lebensbedingungen des Kleinstaats einfach und durchsichtig sind, die Selbstregierung deshalb möglich ist und keine Lüge zu sein braucht, das ganze Volk für gewöhnlich weiß, worauf das Staatswohl beruht, und den klar erkannten Zielen in aller Ruhe, besonnen, entschlossen und folgerichtig zustreben kann, während im Großstaat die Volksmasse für gewöhnlich im Dunkeln tappt, zwischen widersprechenden Ansichten über das Staatswohl hilflos und ratlos hin und her geworfen wird, und allen Schlaunen die Versuchung nahe liegt, diese Hilflosigkeit und Ratlosigkeit für ihre Privatzwecke auszubeuten. (Bei dieser Gelegenheit melden wir, daß von dem Werke: Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert, Verlag von Schmid und Francke in Bern, dessen ersten Band wir im 39. Heft des Jahrgangs 1899 ausführlich besprochen haben, der zweite Band erschienen ist, der Schule, Kirche, Wissenschaft, Litteratur und Kunst behandelt; die Ausstattung ist so schön wie die des ersten Bandes, und die große Menge bedeutender Persönlichkeiten tritt hier noch imposanter hervor.)

Von der Entstehung der modernen Geldwirtschaft haben wir an der Hand Nüblings (mittelalterliche Judengemeinden) und Ehrenbergs (Zeitalter der Fugger) im 44. Heft des Jahrgangs 1896 und im 6. Heft des Jahrgangs 1897 einiges erzählt. Schulte liefert wichtige Beiträge, die die Ergebnisse dieser andern beiden Forscher bestätigen und ergänzen. Der solide Geldhandel,

der zur Entwicklung des modernen Bankwesens geführt hat, ist im Unterschiede von der jüdischen Geldleihe aus dem Gewerbe hervorgegangen, zuerst in der Form, daß die Florentiner bei der Gelegenheit des Wolleinkaufs in England die Zölle pachteten und Vorschüsse leisteten, namentlich für die Kriege gegen Frankreich. Die Juden haben auf die Ausbildung des Wechsels, der Banken, des Hypothekarkredits und der Börsen keinen Einfluß geübt. Finanzgeschäfte im großen haben zuerst die Päpste und dann die werdenden Großstaaten des Krieges wegen ins Leben gerufen. Auch zu den Finanzgeschäften der Päpste hat der Krieg insofern den ersten Anstoß gegeben, als es Kreuzzugssteuern waren, deren Eintreibung zuerst die römischen, Senenser und Florentiner Geldleute in den Dienst der Kurie zog. Teils in der Form wirklicher Steuern, teils in der Form von Palliengeldern bei Neubesetzung der bischöflichen Stühle, von Spolien, Annaten, Kaufgeldern für Anwartschaften, Ablassgeldern usw. lenkte die Kurie die Silber- und Goldströme nach Rom und Avignon, und italienische Banken waren die Kanäle dafür. Der Kredit der deutschen Prälaten und die Sicherheit der Bankiers, die ihnen vorschossen, beruhten auf der Exkommunikation, die dem säumigen Zahler drohte. Dabei wurde das kanonische Zinsverbot der Form nach beobachtet, denn die Kurie trieb durch Zensuren nur das Kapital, nicht die Zinsen ein. Da aber die italienischen Herren natürlich ihr Geld nicht aus reiner Nächstenliebe oder aus Liebe zur Kirche hergaben, so sicherten sie sich gleich beim Abschluß des Geschäfts die Zinsen: der Schuldner mußte den Schuldschein über eine größere Summe ausstellen, als die er empfing. Eine andre Form der Umgehung des Zinsverbots bestand darin, daß man sich Verzugszinsen ausmachte, die zu fordern man propter lucrum cessans et damnum emergens berechtigt war, und daß sich der Schuldner zum Schein verpflichtete, das Kapital in einer unwahrscheinlich kurzen Frist zurückzuzahlen. Da diese niemals innegehalten wurde, so entstand bei dieser Form des Schuldscheins jedesmal ein unanfechtbarer Anspruch auf Zinsen. Waren aber die Geldleute Ghibellinen, so wurden wohl zur Abwechslung einmal statt der Schuldner die Gläubiger exkommuniziert, und die Schuldner hielten sich für berechtigt, nicht allein die Zahlung zu verweigern, sondern auch über ihre Gläubiger herzufallen und sie zu berauben.

Andererseits kam es vor, daß die Bankiers des Papstes, wenn es ohne Gefahr geschehn zu können schien, auch seinen Feinden Geld liehen. Die einzigen innerlich kreditwürdigen Personen, bei denen es keiner Bedrohung mit Exkommunikation bedurfte, scheinen die als gute Haushälter berühmten Cistercienseräbte gewesen zu sein. Weltliche deutsche Fürsten hatten bei keiner italienischen Bank Kredit; denn die machten sich nichts aus der Exkommunikation (die geistlichen Fürsten auch schon manchmal nicht viel), und von ihnen konnte man sich der Praxis versehen, die die Könige von England und Frankreich einigemal gegen die italienischen Kaufleute angewandt haben, indem sie die Zahlung der ungeheuern Summen, die sie schuldeten, einfach verweigerten, wohl auch noch obendrein die Gläubiger einsperrten und mißhandelten. Große Bankbrüche und Geldkrisen, wie die Katastrophe vom Jahre 1339, über die

Villani, auch eins ihrer Opfer, berichtet, waren die Folgen solcher Gewaltthaten. Die weltlichen Fürsten also sahen sich auf die Juden und die Lombarden angewiesen.

Mit den Lombarden sind nicht Kaufleute aus Mailand, Como oder einer andern industriellen Stadt der Lombardei gemeint, sondern nur die Geldleute von Asti und Chieri; die meisten in Deutschland als Blutegel thätigen Lombarden stammten aus Asti. Man nannte sie auch Kawerschen, Kawerschen oder Kowerzen, von der Stadt Cahors, deren Bürger ebenfalls wucherten, aber die deutschen Kawerschen sind nach Schultes Urkunden keine Cahorsiner, sondern Astigianer gewesen. Diese Lombarden hatten mit den Juden mehrerlei gemein. Ihr Geld stammte, wie das der Juden, nicht aus irgend einem produktiven Gewerbe, und Asti ist demgemäß überhaupt ein unproduktives Gemeinwesen geblieben. Während die reichen Fabrik- und Handelsstädte Italiens einen dem Geldreichtum entsprechenden Reichtum an Genie, Kunst und Wissenschaft hervorgebracht haben, haben die Astigianer für die Kultur nichts geleistet; von geistig bedeutenden Menschen stammt nur einer, Alfieri, aus Asti, und der gehört der neuern Zeit an, die mit der ehemaligen Wucherwirtschaft der Stadt nichts mehr zu schaffen hat. Auch wurden diese christlichen Wucherer ganz so wie die jüdischen von Fürsten und Städten mit dem Privilegium zu wuchern ausgestattet und dafür als Kammerknechte besteuert. Der Unterschied lag nur darin, daß den Juden, die ja nicht an das Gesetz des Neuen Testaments gebunden seien, auch die Kirche das Wuchern erlaubte, während den Lombarden kein Zweifel darüber gelassen wurde, daß sie sündigten und im Gewissen zur Restitution verpflichtet seien. Dagegen wurden sie nicht gleich den Juden einfach als rechtlos behandelt, und auch der Volkshafß machte sich nicht in Gewaltthatigkeiten gegen sie Luft, sonderbarerweise, denn das Volk mußte doch wissen, daß diese Menschen ganz ebenso wie die Juden den Obrigkeiten dazu dienten, ihre Unterthanen zu bewuchern. Die mehr als 40 Prozent, die den Wucherern gezahlt werden mußten, flossen zu einem großen, wo nicht zum größten Teile in der Gestalt von Steuer in die Kasse des Landesherrn oder der Stadt. Übrigens bedienten sich auch die geistlichen Fürsten, denen doch, wie bemerkt, anständigere Quellen offen standen, der Juden und Kawerschen, und die Erzbischöfe von Trier haben es in der Auszugaung ihrer Unterthanen durch solche Blutegel am ärgsten getrieben.

Die mittelalterliche Zinswirtschaft gehört zu den wunderlichsten und belehrendsten Erscheinungen der Weltgeschichte. An der bona fides der Theologen und Kanonisten, die das Zinsverbot aufstellten und begründeten, kann nicht gezweifelt werden. Die ganze Christenheit war von der Rechtmäßigkeit, Vernünftigkeit und Christlichkeit dieses Verbots überzeugt. Luthern erschien keine Wahrheit einleuchtender, als daß ein Thaler keine Junge hecken könne. Und die Wucherer, natürlich nur die christlichen, wurden arg von Gewissensbissen gepeinigt; die zahlreichen Restitutionen, namentlich auf dem Sterbebette, beweisen es. Konnte man die rechtmäßigen Eigentümer nicht mehr ermitteln,

so überwies man den ungerechten Mammon Klöstern, Kirchen und milden Stiftungen. Und dabei zahlten die Päpste selbst unaufhörlich Zinsen; ja 1253 erhielt ein Legat von Innocenz IV. den Befehl, Geld aufzunehmen, so viel und von wem immer er es bekommen könne, wenn nötig, zu den höchsten Wucherzinsen; auch konnte es keinem Verständigen verborgen bleiben, daß das kirchliche Verbot eine der Ursachen, wahrscheinlich die hauptsächlichste war, die den Zinsfuß zu ungeheuerlicher Höhe emporzuschraubten.

Das ganze Unheil kam davon, daß man sich die volkswirtschaftliche Bedeutung des Geldes nicht klar machte, zwischen Verzehrcredit und Produktivcredit nicht unterschied, nicht daran dachte, daß die mit den geliehenen Thalern gekaufte Ruh so gut wie jede andre Ruh Junge heßt. Sollte die ständige Gewohnheit, den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis mit Sophismen hinwegzudisputieren, keinen bleibenden Eindruck in den Gemüthern der Romanen hinterlassen, sollte nicht sie vorzugsweise die Moralkasuistik erzeugt haben, das, was man später, als Jesuiten — sie natürlich nicht allein — die praktische Theologie betrieben, Jesuitismus genannt hat? Gewiß, auch die Germanen waren keine Heiligen und ließen, am Neuen Testamente gemessen, sehr viel und manchmal alles zu wünschen übrig. Aber ihre Sünden und Laster waren rauben, morden und saufen. Dazu war nun der Einzelne nicht gezwungen, und beging er dergleichen, so war der Widerspruch gegen das christliche Gesetz so offenbar und so grell, daß an Wegdisputieren nicht gedacht werden konnte. Der Sünder ergab sich entweder ohne Beschönigungsversuche resolut dem Teufel, oder er verließ sich auf die Barmherzigkeit des verzeihenden Gottes und auf das Verdienst Christi. Dagegen bestand die maßgebende Gesellschaft der romanischen Länder, wenigstens die von ganz Italien und von einem Teile Frankreichs, aus lauter Geschäftsleuten. Die italienischen Städte waren viel größer und volkreicher als die deutschen, und während in Deutschland Ritterschaft und Bauernschaft weit überwogen und ihre soziale Bedeutung als den Städten mindestens gleichberechtigte Stände behaupteten, waren die italienischen Bauern politische Nullen, um die sich niemand kümmerte. Die Italiener waren also ein Volk von städtischen Geschäftsleuten und zur fortwährenden Übertretung des Zinsverbots, deshalb nicht allein zu praktischen Kniffen und Ränken, sondern auch zu das Gewissen beschwichtigenden Sophismen gezwungen, wozu sie ja auch, als Erben alter Kulturvölker und Inhaber feinerer Köpfe, weit mehr Talent hatten als die Deutschen. Sollte sich diese Geistesverfassung nicht auf die heutigen Italiener vererbt haben? Sollte darin nicht eine der Ursachen der moralischen Schwäche und Abstumpfung der herrschenden Gesellschaft sein, die städtisch geblieben ist wie im Mittelalter? Und erklärt sich nicht daraus ganz leicht der Gegensatz dieser städtischen Gesellschaft zu der ländlichen Bevölkerung der vom Fremdenverkehr noch unberührten Gegenden, der alle, die sie studiert haben, das Zeugnis geben, daß sie sich, obwohl in bittre Armut lebend, durch die schönsten Tugenden auszeichne?

Die im zweiten Bande zusammengestellten Urkunden sind den Archiven oberitalienischer, schweizerischer und oberdeutscher Städte entnommen und umfassen Tarife, Instruktionen für Gesandte, Gesandtenberichte, Pässe, Privilegien, Beschwerden wegen Verabung und Ermordung von Kaufleuten, Exekutionsbriefe gegen Schuldner, Schuldverschreibungen, Mahnbriefe, Abrechnungen, Lieferungsverträge, Gesellschaftsverträge. Gut gefallen hat uns eine Verfügung des Dogen von Genua vom 5. September 1441, wodurch der schon zur Flottensteuer eingeschätzte Conradus Alemannus toagiarius (?) pauperrimus vir in Ansehung seiner Armut und der Familienlast, die ihn bedrückt, von jeder Zahlungspflicht befreit wird. Von den beiden schönen Karten ist die zweite eine Gebirgskarte, die erste eine klare und übersichtliche Wegkarte. Zum Schluß noch ein Kuriosum, das in unsrer Zeit der ewig flatternden Festfahnen interessieren muß. Die Florentiner Bankiers, die sich des Konzils wegen in Konstanz niedergelassen hatten, feierten mit ihrer Gefolgschaft das Johannisfest, so gut es in der fremden beinahe nordischen Stadt gehn wollte, nach heimatlichem Brauch mit einer Prozession durch die festlich geschmückten Straßen und in der ebenso geschmückten Kirche. Es war wohl das erstemal in Deutschland, schreibt Schulte, daß der Schmuck der Maien, Blumen und Tücher den Ernst des kirchlichen Umzugs verschönte. An Stelle der kirchlichen Umzüge haben die patriotischen, historischen, Schützen-, Turner-, Sängers- und Radlerfeste den Florentinerbrauch übernommen.



Herbsttage in der Eifel

Kultur- und Landschaftsbilder von Julius R. Haarkhaus

4



Wenn ich bei einer „Schönheitskonkurrenz“ der Eifelstädte als Preisrichter meine Stimme abgeben müßte, so würde ich ohne Bedenken die Siegespalme dem freundlichen Montjoie zuerkennen. Es geht dieser Stadt wie der Polin, von der es im Bettelstudenten, wenn ich nicht irre, heißt: „Sie hat von allen Reizen die exquisitesten vereint, womit die andern einzeln geizen, bei ihr als ein Bouquet erscheint.“ In der That hat Montjoie alles, was eine kleine Stadt dem Besucher schön und angenehm macht. Die Lage an der Vereinigungsstelle tiefer, enger Thäler, die günstigen klimatischen Verhältnisse, der Reichtum an krySTALLKlarem Gebirgswasser, die malerische Burgruine, die als ein Denkmal der Feudalzeit den Ort überragt, die imposanten Bürgerhäuser, die schönen